

Kenneth R. Andrews

Die Ursprünge des britischen Empire: Einige Probleme der Interpretation

In der jüngsten Zeit ist die Erforschung der Geschichte des britischen Empire in einige Verwirrung geraten. In seiner Antrittsvorlesung in Cambridge im Jahre 1982 gab David Fieldhouse einen Überblick über das chaotische Gebiet und stellte Betrachtungen dazu an, ob es wohl möglich sei, erneut ein gewisses Maß an Ordnung zu stiften.<sup>1</sup> Er kam zu dem Ergebnis, daß die Lage nicht aussichtslos sei, es aber keine Rückkehr zu den selbstgewissen Deutungen der bis in die 1950er Jahre hinein maßgebenden Empire-Historiographie geben könne. Große Teile dieser Deutungen hätten unwiderruflich aufgegeben werden müssen, darunter einige politische Grundannahmen, die auf J.R. Seeley zurückgingen. Die Geschichtsschreibung des britischen Empire habe einen radikalen und irreversiblen Wandel erfahren.

Ich möchte nicht darüber spekulieren, wie und warum dieser Wandel vor sich ging. Jeder, der auch nur ein wenig mit dem Diskussionsstand vertraut ist, wird sich darüber sein eigenes Urteil gebildet haben. Erst recht will ich diesen Wandel nicht beklagen. Wenn eine herrschende Lehrmeinung, die auf einer weithin fehlerhaften Sicht der Geschichte beruht, in sich zusammenbricht, so ist dies kein Anlaß für bedauernde Rückblicke, zumal dann nicht, wenn die diskreditierte Doktrin, wie in diesem Fall, insular beschränkt und ausschließlich von traditionellen Themen beherrscht war: koloniale Regierung und Verwaltung, militärische Kampagnen zu Wasser und zu Lande, Ereignisgeschichte. Außerdem ist die Auflösung des alten Typs von Imperialgeschichte von einem erfreulichen Wachstum einer neuen regionalen und nationalen Geschichtsschreibung begleitet, denn die Inder haben begonnen, auf wissenschaftlich hohem Niveau ihre eigene Geschichte zu schreiben, die Afrikaner tun Ähnliches mit ihrer Vergangenheit, usw. In diesem Maße,

wie wir tiefere Kenntnisse außereuropäischer Gesellschaften, ihrer Geschichte und ihrer Historiographie erwerben, vermögen wir die imperiale Herrschaft Europas besser zu verstehen. Gleichzeitig macht sich in Europa und Nordamerika ein neues und originelles Nachdenken über "Überseegeschichte" oder "Weltgeschichte" (wie fragwürdig uns auch immer deren weit ausgreifende Interpretationen erscheinen mögen) bemerkbar, das vor allem durch ein Interesse an der historischen Dimension von wirtschaftlicher Entwicklung und gesellschaftlichem Wandel angeregt worden ist.

Die Tragweite dieser historiographischen Neuerungen ist unverkennbar und soll uns hier nicht weiter beschäftigen. Worum es im Folgenden gehen wird, ist ihre schon zu beobachtende und für die nähere Zukunft zu erwartende Auswirkung auf die Deutung der Ursprünge des britischen Empire im 16. und 17. Jahrhundert. Selbstverständlich wird man nicht erwarten, daß diese Auswirkungen für die frühe Phase ähnlich tiefgreifend sind wie für neuere Perioden: Im 16. Jahrhundert gab es noch überhaupt kein überseeisches Empire, wenn man von dem sehr speziellen Fall Irlands absieht und von Calais, das der Rest eines älteren Reiches war und das 1558 an Frankreich zurückfiel. Wie erheblich trotzdem der historiographische Wandel in unserem Gebiet ist, wird deutlich, wenn man sich das Schicksal von J.W. Blakes Buch European Beginnings in West Africa ansieht. Dieses Buch, 1937 veröffentlicht, behandelte seinen Gegenstand im Grunde genommen als einen Teil europäischer Geschichte: Afrikaner spielten darin kaum eine Rolle, und wenn sie doch einmal vorkamen, dann wie Filmkomparsen als namenlose Sklaven oder Beteiligte an dem, was man damals "Eingeborenenrevolten" nannte. Keinem der Rezensenten, die das Buch bei seinem Erscheinen in den höchsten Tönen lobten, fiel diese eurozentrische Einstellung auf. 1977 brachte der Verfasser eine zweite Auflage heraus, nunmehr unter dem Titel West Africa: Quest for God and Gold. Sie enthielt ein neues Vorwort, das von der Revolution in der historischen Erforschung Afrikas Kenntnis nahm, die in den vorausgegangenen Jahrzehnten erfolgt war; es enthielt auch einen ausführlichen

neuen Anhang, der teils den Inhalt der Erstausgabe ergänzte, ihm teils aber auch völlig zuwiderlief. Trotzdem war der ursprüngliche Text ohne größere Veränderungen reproduziert worden. Das Ergebnis war ein überaus seltsames Buch, und man kann nicht umhin, einem Autor seinen Respekt zu erweisen, der mit solcher Ehrlichkeit die Schwächen seiner eigenen Arbeit offenlegt.<sup>2</sup>

Freilich behandelte Blakes Buch das portugiesische Reich. Die englische Übersee-Expansion kam in ihm nur am Rande vor. Bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts bewegten sich die überseeisch aktiven Engländer mehr auf Schiffsplanken als auf festem Land. Mit der zukünftigen Dritten Welt hatten sie erst wenig zu tun. Deshalb macht sich der Einfluß der Dritten Welt auf die Geschichtsschreibung des britischen Imperialismus für die frühe Zeit nur sehr gebrochen bemerkbar. Trotzdem sind die Folgen der neuen Einstellung zum Thema "Empire" auch für das embryonale Stadium nicht zu übersehen.

Zwischen den beiden Weltkriegen fand dieses Thema sowohl in der britischen Öffentlichkeit als auch unter Fachhistorikern ein außerordentlich großes Interesse. Mehrere popularhistorische Werke, die von führenden Gelehrten verfaßt worden waren, erreichten ein breites Lesepublikum. Hier ist vor allem an die sogenannten "Pioneer Histories" zu denken, die A. & C. Black in den dreißiger Jahren veröffentlichten, darunter Sir William Fosters England's Quest for Eastern Trade, A.P. Newtons European Nations in the West Indies und James Williamsons Age of Drake.<sup>3</sup> Ohne Zweifel war Williamsons Buch die am weitesten verbreitete Darstellung der elisabethanischen Übersee-Expansion; in einem früheren Buch hatte er bereits eine längere Periode behandelt.<sup>4</sup> Alle diese Bücher waren als Geschichtserzählungen geschrieben und in ihrer Grundhaltung insofern unkritisch, als sie eine imperialistische Einstellung als selbstverständlich voraussetzten. Dabei war die Weltsicht der meisten ihrer Autoren eher eurozentrisch als anglozentrisch, und wenige unter ihnen teilten den großsprecherischen und aggressiven Nationalismus, der in der ihnen voraufgegangenen Generation üblich gewesen war. Das vielleicht letzte

Werk dieser Art war The Expansion of Elizabethan England von A.L. Rowse, das 1955 erschien; es war von Nostalgie überschattet und markiert das Ende einer Ära.<sup>5</sup>

Eine neue Ära begann mit der Suez-Krise von 1956, einem Zeitpunkt, als eine neue Generation die intellektuelle Szene betrat. Suez selber kündigte die Phase der Dekolonisation an und hinterließ einen tiefen Eindruck im öffentlichen Bewußtsein, der vor allem im Rückblick klar sichtbar wird. Zugleich fiel es zusammen mit subtileren und schwieriger zu erklärenden Veränderungen im geistigen Klima Großbritanniens, die sich zum Beispiel in den Theaterstücken von John Osborne und in den Romanen von Kingsley Amis spüren lassen. Um diese Zeit setzte auch die "new wave" in der britischen Geschichtswissenschaft ein. Das Interesse wandte sich der Sozial-, Kultur- und Geistesgeschichte zu, vor allem solchen Teilbereichen wie der historischen Demographie, der Geschichte der Familie und der Frage der Mentalitäten. Verschiedene Einflüsse kamen zusammen: Anregungen aus dem Marxismus, aus der Anthropologie und aus der französischen Annales-Schule. Die Zeitschrift Past & Present und Autoren wie Keith Thomas, Lawrence Stone, Peter Laslett und E.P. Thompson verkörperten diese Verschiebung des Blickwinkels. Gleichzeitig kamen einige traditionell gepflegte Gebiete aus der Mode, vor allem Verfassungs- und Diplomatiegeschichte. Auch die Imperialgeschichte - und dabei ganz besonders die der frühen Periode - geriet ins Abseits. Erst 1983, als Tony Ryan und David Quinn ihren Band England's Sea Empire, 1550-1642 veröffentlichten, wurde wieder der Versuch einer Gesamtdarstellung der Ursprünge des britischen Empire unternommen; dem folgte 1984 mein eigenes Buch.<sup>6</sup>

Es soll nun freilich nicht der Eindruck erweckt werden, als habe es einen radikalen Bruch und Neuanfang auf diesem Gebiet gegeben. Ein gewisses Maß an Kontinuität wurde durch einige herausragende Persönlichkeiten in der Hakluyt Society gewährleistet, vor allem J. Williamson, E.G.R. Taylor und David Quinn. Eva Taylor, eine Geographin mit bedeutenden Kenntnissen in der Geschichte der Navigation und der Mathematik, hatte schon vor dem Krieg eine große Anzahl wichtiger

Arbeiten veröffentlicht, besonders ihre Bücher über die Geographie der Tudor- und der frühen Stuart-Zeit. Auch ihre anderen Publikationen trugen maßgeblich zum Verständnis der geistesgeschichtlichen Aspekte der Expansionsbewegung im 16. und frühen 17. Jahrhundert bei: ihre Ausgabe der Schriften und Briefe der beiden Hakluyts, ihre Editionen früher Texte über Geographie und Schifffahrt und vor allem ihre bahnbrechenden Forschungen über John Dee, den Mathematiker, Philosophen und Pioneer des Konzepts des britischen Empire.<sup>7</sup> Mehrere andere Studien griffen diesem Ansatz auf und stellten Verbindungen zu Nachbarbereichen der "intellectual history" her. So ergaben sich aus der literaturwissenschaftlichen Untersuchung von Sir Walter Raleighs Werken durch den Kanadier Pierre Lefranc wichtige Aufschlüsse über Raleighs Beteiligung an der Expansionsbewegung; ähnliches gilt für Christopher Hills Bemerkungen zu Raleigh in seinem Buch Intellectual Origins of the English Revolution.<sup>8</sup> Weitere Arbeiten über John Dee, vor allem Frances Yates und neuerdings von A.G. Debus, eröffnen neue und noch weithin unbeantwortete Fragestellungen, besonders zu den wissenschaftlichen Aspekten der Expansion.<sup>9</sup> In diesen Zusammenhang gehört auch die Untersuchung von J.W. Shirley über Thomas Hariot, Raleighs wissenschaftlichen Berater, der vor allem für seinen Brief and True Report über Virginia berühmt ist.<sup>10</sup> Von Hariot führt der Weg zu seinem Partner in der Erkundung Virginias, den Maler und Zeichner John White. Ihre Zusammenarbeit in der geographischen, botanisch-zoologischen und ethnographischen Untersuchung der Insel Roanoke und des benachbarten Festlandes findet sich dokumentiert in Quinns großartigen Bänden The Roanoke Voyages und in der von Quinn und Hulton besorgten Edition von Whites Aquarellen.<sup>11</sup> Kupferstiche, die auf diesen Aquarellen sowie auf Jacques Le Moyne's Gemälden aus Florida basierten, wurden 1591 von Theodor de Bry publiziert.<sup>12</sup> In dieser Weise beteiligten sich die Elisabethaner an der gesamteuropäischen intellektuellen Erfahrung der Entdeckungen, ein Zusammenhang, der durch die neuere Forschung, mit ihrer Kulmination in dem 1974 veröffentlichten Hakluyt Handbook,<sup>13</sup> viel stärker hervorgeho-

ben worden ist, als dies durch die alte Kolonialgeschichte geschah.

Mir scheint, daß wir auf eben diesem Gebiet - der Analyse des Bewußtseins jener Periode, sofern es in Beziehung zur Expansionsbewegung stand - in den letzten Jahrzehnten die relativ größten Fortschritte gemacht haben. Trotzdem meine ich, daß wir die geistes-, wissenschafts- und mentalitätsgeschichtlichen Fragen immer noch nicht gründlich genug durchdacht haben. Wäre dies geschehen, so hätten sie gewiß in den neueren Gesamtdarstellungen durch Ryan/Quinn und durch mich selber einen noch größeren Raum eingenommen. Wir waren in diesen Büchern noch hauptsächlich mit den objektiven wirtschaftlichen und politischen Zuständen jener Zeit beschäftigt; auch über sie bliebe freilich noch eine Menge zu sagen.

Im Bereich der politischen Geschichte war es nötig, ausführlich auf die Rolle der Krone einzugehen, denn gerade in dieser Frage waren die Antworten früherer Autoren unzulänglich geblieben. Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit der Tudor- und frühen Stuart-Monarchen standen Landesverteidigung und europäische Politik. Selbstverständlich vernachlässigten sie auch die englischen Außenhandelsinteressen nicht, denn der Handel spielte eine große Rolle in den auswärtigen Beziehungen, war wichtig für die Aufrechterhaltung der Beschäftigung und damit der inneren Ordnung, vergrößerte das strategisch lebenswichtige Schiffahrtspotential und trug - über die City of London - dazu bei, die Krone selber zu finanzieren. Dennoch waren Handel, Raub und Besiedlung außerhalb Europas für die Krone von peripherer Bedeutung, so daß Initiativen im außereuropäischen Bereich im Regelfall privater Unternehmungslust überlassen blieben. Gelegentlich mochte die Krone solche privaten Vorstöße unterstützen, zum Beispiel im Fall von Raleghs Kolonisationsprojekt in Nordamerika oder dann bei den erfolgreichen Projekten zur Zeit von James I und Charles I. Anderen Vorhaben, wie Grenvilles aggressiven Plänen für Südamerika und Raleghs leichtfertigem Abenteuer in Guiana, wurde indessen die königliche Billigung versagt. Allgemein kann für die frühe Periode weder bei der Kolonisation im Westen noch beim Handel

mit dem asiatischen Osten von einer energischen Führung durch die Krone die Rede sein; europäische Interessen standen unzweifelhaft im Mittelpunkt monarchischer Politik, und Verantwortung für Handel mit und Niederlassung in fernen Ländern wurde nur sehr zögernd übernommen. Die königliche Kriegsmarine war für Operationen in europäischen Gewässern bestimmt; nur selten - und dann nur in geschäftlich abgesicherter Verbindung mit privaten Schiffen - segelten königliche Schiffe nach Süden oder Westen über die Azoren hinaus. Man hat in der Vergangenheit im allgemeinen die Rolle der Monarchie in der frühen Expansion überschätzt. Es gibt keine Beweise dafür, daß sich Elisabeth oder gar James I. und Charles I. die von Männern wie Hawkins, Raleigh, Hakluyt und Dee propagierten Ideen von Seemacht und überseeischem Reich zu eigen machten.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts intensivierte sich das Streben von "gentlemen adventurers" und aggressiven Kaufleuten nach Raub und Handel im atlantischen Raum. Die Folge waren Konflikte mit den Spaniern und Portugiesen, die sich zu einem unerklärten Handels- und Kaperkrieg ausweiteten, in dessen Verlauf wiederum Kolonisationspläne entstanden. Einige Episoden aus dieser Piraten-Zeit sind legendär geworden, besonders die Überfälle von Francis Drake und John Oxenham auf die Landbrücke von Panama, deren Bedeutung von viktorianischen Propheten des Empire, etwa J.A. Froude und Charles Kingsley, maßlos übertrieben wurde. In Kingsleys Westward Ho! erscheinen solche Aktionen als die edlen Taten rechtschaffener Helden, beflügelt von den Idealen eines robusten Christentums, zu denen sich der Autor in der Widmung seines Buches bekannte: "That type of English virtue, at once manful and Godly, practical and enthusiastic, prudent and self-sacrificing ... exhibited by the worthies whom Elizabeth, without distinction of rank or age, gathered round her in the ever glorious wars of her great reign."<sup>14</sup> Gewiß war Kingsley der Verfasser von Kinderbüchern, aber wir müssen ihn ernst nehmen, denn gleichzeitig amtierte er, von 1860 bis 1869, als Professor of Modern History in Cambridge. Ähnliche Ansichten vertrat James Anthony Froude, Kingsleys Freund und Schwager und Autor der

berühmten History of England from the Fall of Wolsey to the Defeat of the Armada (1862-70).<sup>15</sup> Man fragt sich, was die Viktorianer von den Taten ihrer Helden gehalten hätten, wären ihnen die spanischen Augenzeugenberichte bekannt gewesen, die Irene Wright in mühevoller Arbeit im Archivo de Indias in Sevilla zutage gefördert hat. Ihre Editionen der spanischen Dokumente lassen die Beziehungen zwischen elisabethanischen Seeleuten und spanischen Kolonisten in einem völlig anderen Licht erscheinen.<sup>16</sup> Gleichwohl waren derlei Zwischenfälle nicht die Hauptursache des Krieges zwischen England und Spanien, der vielmehr aus dem religiösen und politischen Konflikt in Europa und insbesondere aus dem Aufstand der Niederlande hervorging. Wie R.B. Wernham in seinen Untersuchungen zur elisabethanischen Außenpolitik gezeigt hat, waren der Atlantik und die Neue Welt in der Sicht der Königin und ihrer Minister unbedeutende Nebenschauplätze.<sup>17</sup> Andererseits erwies sich der Krieg jedoch als von großer Wichtigkeit für die Herausbildung des britischen Empire, denn die Kampfhandlungen auf See, die zumeist von Korsaren durchgeführt wurden, öffneten den Ozean der systematischeren Ausplünderung durch schiffsbesitzende Kaufleute, Seefahrer und "gentlemen". Die sporadischen und wenig erfolgreichen Kaperaktionen und Überfälle der frühen Jahre gingen dadurch in umfangreichere Kampagnen zur Erringung der Seeherrschaft über, die mit dem Griff nach Kolonialbesitz eng verbunden waren.

Die Frage nach der Einstellung der Krone zur Expansionsbewegung und nach ihrer Rolle in der Expansion ist keineswegs einfach zu beantworten. Sie ist ein Teil der umfassenderen Frage nach der Machtstellung der Monarchie in der Nation. Die Ansichten der älteren Imperialhistoriker trafen sich dabei mit der früher herrschenden Auffassung von der Monarchie als einer energisch steuernden Kraft, welche Wirtschaft und Gesellschaft in merkantilistische Bahnen gezwungen habe. So zeichnete etwa William Cunningham in seinem Buch The Growth of English Industry and Commerce das Bild einer kohärenten und wirkungsvollen Wirtschaftspolitik, deren Ziele die Förderung von Handel und Beschäftigung, die Expansion der strategisch

wichtigen Schifffahrt und die Herstellung von gewerblicher Selbstversorgung gewesen seien.<sup>18</sup> Um die Jahrhundertwende waren solche etatistischen Vorstellungen weit verbreitet. In die Expansionsgeschichte wurden sie durch das einflußreiche Werk von G.L. Beer The Origins of the British Colonial System 1578-1660 (New York 1908) eingeführt. Beer zeigte, daß die Literatur, in welcher Entdeckungsreisen und die Erschließung neuer Handelswege und Kolonien propagiert werden, oft den Eindruck erweckt, als ginge es ihren Verfassern um nichts Geringeres als das Gemeinwohl, in der Sprache der Zeit: "the common weal". Es war üblich, herauszustreichen, daß das jeweils angepriesene Projekt "vent for our commodities" (besonders Wolltuche) und damit Arbeit für die "idle poor" schaffen würde. Falls Absichten auf Kolonisierung bestanden, wurde zudem betont, daß der Export der Armen selber - das hieß vor allem von Sträflingen und Vagabunden - und damit die Verminderung der heimischen Übervölkerung möglich sei. Die neuen Handelsverbindungen würden Importe einbringen und England dadurch sowohl aus der Abhängigkeit von fremden Zulieferern als auch von der Notwendigkeit befreien, Importgüter mit Edelmetallen zu bezahlen. Außerdem würden die Zolleinnahmen der Krone in dem Maße steigen, in dem der Wert dieser Exporte zunehme. Vor allem würden Kolonien die vornehmste aller Waren - Gold und Silber - eintragen. Eine Ausweitung der Hochseefischerei würde Seeleute beschäftigen und schulen; für den überseeischen Fernhandel seien große und starke Schiffe erforderlich: potentielle "walls of the realm". Solche Ideen zusammengenommen bildeten eine Art von frühem ökonomischem Nationalismus, der dann später in das systematische theoretische Gebäude dessen überführt werden sollte, was die Historiker Merkantilismus nennen würden. Sie finden sich nicht nur in der Expansionspropaganda, sondern auch in Gesetzen, Proklamationen, Charterbriefen und anderen öffentlichen Verlautbarungen der Tudor- und frühen Stuart-Regierungen, die gewöhnlich mit Platitüden über Gesundheit und Stärke des Königreiches befrachtet sind.

G.L. Beer baute aus diesen Elementen eine eindrucksvolle

Interpretation auf, die im Kern besagt, daß die Bewegung zur Expansion nach Übersee durch eine an der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wohlfahrt des englischen Volkes ausgerichteten Politik des Wirtschaftsnationalismus angetrieben worden sei. Diese Interpretation wurde allgemein akzeptiert und ist, wie man annehmen muß, auch heute noch sehr einflußreich. Trotzdem muß sie im Lichte der Tatsache, daß die Geschichtsforschung inzwischen die Existenz einer systematischen Politik des Merkantilismus in der späten Tudor- und frühen Stuart-Zeit bestreitet, fragwürdig erscheinen. Niemand leugnet das dokumentarisch belegbare Vorhandensein der eben genannten Ideen, aber es wird keineswegs mehr angenommen, daß sie die Grundlage einer tatsächlich ausgeführten Politik der Regierungen bildeten. In Wirklichkeit setzte sich der Gesichtspunkt des "common weal" nur selten gegenüber den ad-hoc-Erfordernissen des Tages durch. Theorie und Praxis stimmten selten überein. Zum Beispiel bestand ein offizielles Verbot des Exports von ungefärbten und ungeglätteten Tuchen, doch in Wahrheit bildeten eben diese Tuche Englands wichtigstes Exportgut; ihre Ausfuhr geschah unter Sondergenehmigungen, die für die Krone ein einträgliches Geschäft waren. In der Praxis orientierten sich die Entscheidungen der Regierung an drängenden Erfordernissen von Staatseinnahmen und Verteidigung, Begünstigung und Intrige, einerlei, wie sich die einzelnen Minister zu Fragen der zeitgenössischen Wirtschaftsdoktrin stellen mochten. Es ist bekannt, wie die Monopolbriefe, die vorgeblich im Interesse des Königreiches - etwa zur Förderung neuer gewerblicher Technologien - gewährt wurden, in Wirklichkeit in einer Weise mißbraucht wurden, daß Einzelne oder Syndikate sowohl die Krone als auch die Konsumenten ausbeuteten. Da wir inzwischen wissen, wie gering der Einsatz der Monarchie für die Übersee-Expansion war, in die sie kaum einen eigenen Penny investierte, sollten wir den oberflächlichen Klischees gegenüber mißtrauisch werden, die immer noch in diesem Zusammenhang gang und gäbe sind. Einige Expansionspropagandisten wie zum Beispiel die beiden Hakluyts glaubten in der Weise überzeugter Enthusiasten ernsthaft an ihre eige-

nen Vorschläge. Die Aufrichtigkeit vieler anderer jedoch, die sich auf den allgemeinen Nutzen beriefen, darf nicht unbefragt vorausgesetzt werden. Wenn behauptet wurde, Nordamerika, Südamerika, die Karibik oder der Ferne Osten würden sich zu großen Märkten für englische Textilien entwickeln, so war dies wenig mehr als ein frommer Wunsch. Die Kaufleute oder "gentlemen", die mit solchen Prophezeihungen aufwarteten, hatten meist nicht das geringste Interesse an der Tucherzeugung, von der sie so gut wie nichts verstanden. Wenn sie überhaupt darauf aus waren, im Ausland Tuche zu verkaufen, dann dergestalt, daß sie die Angebotsmengen klein hielten, um die Preise in die Höhe zu treiben. Von der edlen Absicht, die Armen in Arbeit und Brot zu setzen, kann also nicht die Rede sein.

Was nun das Argument betrifft, die Ansiedlung in Übersee würde England von einem Teil seiner "unwanted poor" befreien, so stand dahinter die Absicht, bei Ministern und anderen Amtsträgern, die durch die Probleme von Landstreicherei, Massenelend und überfüllten Gefängnissen geplagt waren, Anklang zu finden, ebenso bei denjenigen Wohlhabenden, die Armensteuer (poor rates) zahlen mußten. Im späten 16. und frühen 17. Jahrhundert standen diese Probleme im Mittelpunkt der öffentlichen Diskussion; es wurden auch tatsächlich Gruppen von Sträflingen, zerlumpten Kindern, usw., nach Virginia und in die West Indies verschickt. Der englischen Sprache wurde sogar ein neues Wort eingefügt, "to barbado", die Bezeichnung für den zwangsweisen Transport in die transatlantischen Kolonien. Tatsächlich erwiesen sich die menschlichen "Abfälle" ("offals of our people"), wie Richard Hakluyt Senior sie zartfühlend beschrieb, als überaus genehmes Arbeitskräftematerial für die nach billiger Arbeit lechzenden Plantagen. Wie immer man die spätere Sträflings-Besiedlung Australiens beurteilen mag - ich halte es für absurd zu behaupten, daß auch nur eine der Kolonien des 17. Jahrhunderts zu dem Zwecke eingerichtet wurde, die überschüssige Bevölkerung des Mutterlandes aufzunehmen. Gewiß waren einige der Schmiede von Kolonialprojekten ernsthaft darum besorgt, die heimische Armut zu lindern, und glaubten deshalb ihrer eigenen Propaganda,

aber wenn man dieselben Argumente immer wieder in ganz sachfremden Zusammenhängen liest und in Pamphlet nach Pamphlet pausenlos dieselben Klischees wiederfindet, dann stellen sich doch starke Zweifel an dem historischen Aussagewert solcher Literatur ein. Selbstverständlich appellierten die Projekt-schmiede an das Gewissen der Nation und versuchten, die Expansion mit deren Wohlfahrt zu verknüpfen. Aber meist handelte es sich dabei um heuchlerisches Geröde, und die Rolle des angeblichen Wirtschaftsnationalismus bei der Entstehung des britischen Überseereiches erscheint auch aus diesem Blickwinkel in einem fragwürdigen Licht. In Wahrheit bestand die Funktion des ökonomischen Nationalismus darin, ganz andere Motive mit einem Mantel der Respektabilität zu umhüllen. Vielleicht könnte man sogar Parallelen zu den Empire-Enthusiasten aus den Tagen eines Cecil Rhodes und Joseph Chamberlain ziehen, die ihre Forderungen nach Stärkung des Empire und nach Zollpräferenzen mit der damals aus anderen Quellen gespeisten Forderung nach einer staatlichen Wohlfahrtspolitik verbanden. Es ist bemerkenswert, daß G.L. Beer genau zu jener Zeit seine Interpretation des frühen Kolonialsystems entwickelte. Auch wenn er selber seine These nicht als Apologie des Empire verstanden haben mag - in anderen Händen wurde sie unweigerlich dazu.

Ein Beispiel dafür findet sich bei Williamson, der in seiner Einleitung zu G.B. Parks' klassischem Buch Richard Hakluyt and the English Voyages die Behauptung aufstellt, die Expansion sei ein wohlüberlegter und kooperativ verwirklichter Versuch gewesen, die Probleme einer räumlich beengten Gesellschaft zu lösen.<sup>20</sup> Auch er sieht also die Expansion als Resultat einer konstruktiven und wohlerwogenen Politik. Der amerikanische Historiker Carl Bridenbaugh gab demselben Argument einige Jahrzehnte später eine neue Wendung. Sein Buch Vexed and Troubled Englishmen, 1590-1642 ist eine gründliche Untersuchung von Armut und Elend im englischen Volk. Der Autor identifiziert dieses Elend als die treibende Kraft hinter dem, was er "das erste Ausschwärmen der Engländer" nennt.<sup>21</sup> Einerlei, ob seine Schätzung, daß drei Prozent der Bevöl-

kerung während jener Jahre emigrierten. heute noch glaubwürdig erscheint oder nicht, sind sich gegenwärtige Sozialhistoriker wohl darin einig, daß sein Bild vom Elend der Massen in einer Zeit des Bevölkerungswachstums in seinen Grundzügen korrekt ist. Trotzdem ist es unwahrscheinlich, daß Armut die wichtigste Triebkraft der Expansion war. Es genügt nicht, auf die zeitliche Koinzidenz zwischen der Besiedlung Nordamerikas und der Massenarmut in England hinzuweisen, ohne die kausalen Zusammenhänge im einzelnen nachzuweisen. Gerade dies aber hat Bridenbaugh unterlassen.

Bevölkerungsdruck und Armut haben vermutlich den Propagandisten der Kolonisation ihre Sache erleichtert, aber die Geschichte der Expansion erschöpfte sich keineswegs in der überseeischen Siedlungsbewegung. Im Gegenteil: Kolonisierung rangierte hinter Handel und Raub an dritter Stelle auf der englischen Prioritätenliste. Hinter den meisten Unternehmungen des 17. Jahrhunderts stand der Orienthandel. Die ganze Expansionsbewegung hatte überhaupt mit dem in Richtung auf den vermeintlichen Orient gezielten Vorstoß nach Nordosten von 1553 begonnen; im dritten Quartal des 16. Jahrhunderts spielten dann die Kaufleute des Muscovy Company eine führende Rolle als Förderer der Expansion. Sucht man nach den bedeutendsten und folgenreichsten Leistungen der elisabethanischen Periode, in der bekanntlich alle Kolonialprojekte scheiterten, so muß man auf die Begründung des Handels mit dem Osmanischen Reich um 1580 und auf die Errichtung der East India Company im Jahre 1600 hinweisen. Nun ging es bei diesen und anderen Entwicklungen im frühen Handel mit Außereuropa keineswegs, wie ihre Betreiber und Verteidiger der Regierung weismachen wollten, in erster Linie um Wollexporte und die Erhöhung der heimischen Beschäftigung. Das Hauptziel war der Import der überaus profitablen Waren aus dem Orient: Gewürze, Farben, Zucker, uws. Damit eng verwandt war das Bestreben bewaffneter Händler und Plünderer, sich - oft mit fragwürdigen Methoden - einen Anteil am überseeischen Reichtum der iberischen Nationen zu verschaffen, also sich etwa in den Goldhandel von Guinea, den Sklavenhandel in der Karibik oder den

brasilianischen Zuckerhandel hineinzudrängen. Man könnte sagen, daß die Expansionsbewegung eher eine Reaktion auf Überfluß denn auf Armut war. Die Entwicklung neuer Handelsverbindungen nach Übersee war außerdem vom Entstehen von Luxusgewerbe in England begleitet; ebenso hatte der Bevölkerungsdruck auch eine andere Seite, denn wenn er zur Verarmung vieler führte, so trug er auch zur Bereicherung eines beträchtlichen Teils der Bevölkerung bei.

Eine solche Sicht der englischen Expansion fügt sich in die Erkenntnisse ein, die wir inzwischen über die europäische Übersee-Expansion im allgemeinen während des sogenannten "langen 16. Jahrhunderts" besitzen, das durch Bevölkerungswachstum, Preisanstieg, Ausdehnung der Produktion für den Markt, Urbanisierung und den Aufschwung des Handels gekennzeichnet war. Dieser ökonomische Dynamo in Europa war es, der in jener Zeit ein weltumspannendes Handelssystem hervorbrachte, ein kommerzielles und zugleich koloniales oder quasi-koloniales System, dessen - aus der Sicht der Zeitgenossen in Europa - wichtigste Leistung darin bestand, die Reichen und Wohlhabenden mit Importgütern zu versorgen. Selbstverständlich wurden gewerbliche Erzeugnisse und andere Waren exportiert, aber es läßt sich schwerlich behaupten, daß das wichtigste Anliegen der großen Handels- und Bankhäuser, die diese enorme Erweiterung des europäischen Handels finanzierten, die Eroberung und Sicherung von Absatzmärkten gewesen sei. Entscheidend war vielmehr ein von Motiven des Erwerbs und der räuberischen Aneignung gespeister Drang nach exotischen Gütern und nach den Profiten, die sich im Handel mit den Produkten der außereuropäischen Welt erzielen ließen.

Ökonomisch wie intellektuell leitete sich die englische Expansion nach Übersee dabei von der gesamteuropäischen Expansionsbewegung her, deren zunehmend wichtiger Teil sie wurde. Diese Einsicht ist nicht neu, aber anglozentrisch eingestellte Historiker haben immer dazu geneigt, sie zu vergessen. Wenn unsere englischen Vorfahren tatsächlich in erster Linie mit Exportmärkten, mit der Rettung der Tuchindustrie und der Entschärfung des Bevölkerungsproblems be-

schäftigt gewesen sein sollten, wenn Armut die Hauptantriebskraft und das Wohl der Nation das oberste Ziel ihrer Aktivitäten in Übersee gewesen wären - dann wären die Engländer entweder ein unvergleichbarer Sonderfall im frühneuzeitlichen Europa, oder ihre Historiker haben sich geirrt. Zwar verdienen wir unseren Ruf als eine Nation von Sonderlingen, aber mir scheint doch, daß in diesem Fall am ehesten die Historiker blamiert sind.

Worum es mir geht, ist nicht, weithin verbreitete Auffassungen völlig auf den Kopf zu stellen, sondern den Akzent der Interpretation zu verschieben und einseitige Verzerrungen zu korrigieren. Dabei ist vor allem auch zu bedenken, daß ein großer Teil der Literatur, die direkt oder indirekt mit der Genesis des britischen Empire beschäftigt ist, aus den Vereinigten Staaten stammt. Dort besteht eine Neigung, die Bedeutung Nordamerikas innerhalb der frühen britischen Expansion ganz unverhältnismäßig zu überschätzen. Es ist charakteristisch, daß ein Rezensent meines Buches Trade, Plunder and Settlement bemerkte, es sei nützlich für amerikanische Historiker, daran erinnert zu werden, welche große Rolle Rußland und die Levante in der englischen Expansion gespielt hätten; er hätte getrost Indien und die Karibik hinzufügen können, ganz zu schweigen von Südamerika, das in den englischen Plänen der 1570er Jahre mindestens ebenso wichtig war wie Nordamerika. Tatsächlich war die später für Nordamerika charakteristische Kolonisierung im vollen Sinne des Wortes, also unter Einschluß des Aufbaus einer ganz neuen Gesellschaft außerhalb des Mutterlandes, für die frühen Übersee-Unternehmungen keineswegs zentral. Die Idee einer solchen Kolonisierung wurde heftig diskutiert, doch blieb bis etwa 1630 der praktische Erfolg sehr gering. Die elisabethanischen Kolonisationsversuche in Nordamerika scheiterten weitgehend am Mangel an Unterstützung durch Regierung und Öffentlichkeit im Heimatland, und noch die Aktivisten der Besiedlung Virginias und Neuenglands in der Zeit James' I. konnten den Widerstand zu Hause nur mühsam überwinden. Die erste Kolonie in Neuengland, gegründet in

Sagadahoc, brach 1608 zusammen. Erst 1620 wurde der nächste Versuch unternommen, als die Pilgerväter Plymouth gründeten. Zur gleichen Zeit wurde Jamestown nur durch verzweifelte Appelle an das englische Nationalgefühl vor dem Scheitern bewahrt. Eine ganze Reihe von Versuchen, Neufundland zu besiedeln, blieb ergebnislos. Insgesamt kann man sagen, daß bis etwa 1630 die englischen Kolonisationsleistungen in Nordamerika mehr als bescheiden waren. Meist machten sich die hoffnungsvollen Siedler schlecht vorbereitet und unzulänglich ausgerüstet auf den Weg; die Kolonialpropagandisten in England hatten wenig Verständnis für ihre praktischen Probleme. Verglichen mit Handel und Freibeuterei war die Kolonisation für ihre Betreiber und Hintermänner finanziell wenig ergiebig, da sie keine unmittelbare Rendite abwarf. Das Hauptproblem der Koloniengründer bestand stets darin, die junge Kolonie so schnell wie möglich finanziell auf eigene Füße zu stellen.

Nicht Massachusetts war die typische Kolonie dieser Zeit, sondern Barbados: eine künstliche Monokultur, spezialisiert innerhalb der internationalen Arbeitsteilung, beherrscht von einem Kaufleutesyndikat, das alle Ressourcen für die Produktion von Zucker bereitstellte und die Vermarktung fest in den eigenen Händen hielt. In diesem Fall war die Besiedlung kein Selbstzweck, sondern eine Begleiterscheinung des Handels und der durch diesen angeregten Produktion. Überhaupt war dieser Typ einer punktuellen, den Interessen des Handels untergeordneten Kolonisation zu jener Periode vorherrschend. Weitere Beispiele sind die Stützpunkte von Pelzhändlern, die Lagerwandernder Holzfäller, die kleinen Gruppen von Männern, die den Anbau und die Verschiffung von Tabak in und aus Guiana organisierten, Fischereistationen in Neufundland (vor allem "Bristol's Hope") und die Faktoreien der East India Company. Die frühe Auswanderung nach Nordamerika war gewiß nicht unwichtig, und besonders ihre Bedeutung im Zusammenhang der religiösen Auseinandersetzungen des frühen 17. Jahrhunderts darf nicht unterschätzt werden. Aber sie war untypisch für den allgemeinen Charakter der überseeischen Expan-

sion.

Ein anderer Unterschied zwischen einigen amerikanischen Historikern und einigen ihrer britischen Kollegen wurde deutlich, als H.C. Porter aus Cambridge 1982 im Journal of American Studies die sogenannte "Ethnohistory", die in den USA viele Anhänger hat, scharf angriff. Porter hatte einige Jahre zuvor sein bemerkenswertes Buch The Inconstant Savage veröffentlicht, in dem er sehr ausführlich die Darstellung der nordamerikanischen Indianer im englischen Schrifttum der Jahre 1500 bis 1660 untersucht.<sup>23</sup> Er hatte sich zunächst einen Namen als Erforscher der Reformation gemacht und besaß von daher ein mitfühlendes Verständnis für die Mentalität von Engländern der Tudor- und Stuart-Zeit, was leider seiner Einfühlung in die Denkweise der von ihm scharf abgekanzelten Ethnohistoriker nicht zugute kam. Diese sahen ihrerseits den amerikanischen Indianer in einem entschieden rosigeren Lichte, als Porter dies tat, und hatten nicht die geringste Sympathie für die Kolonisten und die selbsternannten Amerikaexperten im Tudor- und Stuart-England, die sie im Tone höchster Empörung als Heuchler, Rassisten und Völkermörder darstellten. Es kann hier nicht darum gehen, das Für und Wider in dieser übermäßig aufgebauschten Kontroverse zu erörtern. Mir scheint jedoch, daß der Historiker die Aufgabe hat, das Denken und Verhalten von Menschen der Vergangenheit so wahrheitsgemäß wie möglich zu rekonstruieren, ohne sich einerseits auf das hohe Roß der angeblichen moralischen Überlegenheit Europas zu setzen oder andererseits Klagelieder über die Schlechtigkeit unserer Vorfahren anzustimmen. Natürlich waren die Engländer ethnozentrisch eingestellt. Wie könnte man etwas anderes erwarten? Auf fremde Kulturen reagierten sie mit Abscheu und Verachtung, im besten Fall mit freundlicher Herablassung. Aber sie besaßen noch keine verfestigten ethnischen Stereotype und erst recht keine rassistische Ideologie. Dies für das 16. und frühe 17. Jahrhundert zu behaupten, hieße Ideen, die ein Resultat der kolonialen Erfahrung und deshalb für spätere Zeiten charakteristisch waren, in die frühe Periode zurückzuprojezieren.

Die Menschen im Zeitalter Elisabeths und James' I. gingen

im allgemeinen pragmatisch und mit einem schlichten Geschäftssinn an die Dinge heran. Die Geschäfte verlangten eine realistische, auf ein Minimum an gegenseitiger Toleranz gegründete Einstellung. Kaufleute, die in Asien und Afrika Handel trieben, hatten sich in einer Weise zu betragen, die bei ihren Gastgebern keinen Anstoß erregte. Von einigen orientalischen Höfen, besonders dem des indischen Großmogul, waren diejenigen, die sie kennenlernten, höchst beeindruckt. Was nun die Indianer Nordamerikas betrifft, so lassen sich in den frühen Beschreibungen durchaus gemischte Gedanken und Gefühle entdecken. Bewunderung steht neben heftiger Ablehnung, Respekt wechselt mit Verachtung. Die Vorstellung, daß die Kolonisten und die Kommentatoren im Mutterland die Indianer als unverbesserliche Wilde betrachteten, läßt sich aus den überlieferten Quellen nicht belegen. Im Gegenteil, trotz vielfältiger bitterer Erfahrung hielten viele an der Hoffnung fest, die Indianer würden sich als gelehrige Schüler erweisen und mit der Zeit lernen, sich wie fleißige, gottesfürchtige und gehorsame Engländer zu benehmen. Bei alledem gab es kein verbindliches Bild des amerikanischen Indianers, sondern eine verwirrende Vielzahl von Ansichten.

Wenn überhaupt ein roter Faden durch diese Bilder und Beurteilungen hindurchläuft, dann ist es, wie nicht anders zu erwarten, der einer ethnozentrischen Grundeinstellung, freilich einer eigentümlich kommerziell und utilitaristisch eingefärbten Ethnozentrik. Ein Beispiel: Frobisher und seine Gefährten wollten auf Baffin Island unbedingt mit den Eskimos ins Geschäft kommen, hatten damit aber wenig Erfolg. Sie fingen einige der Inuit und brachten sie nach England, wo sie großes Aufsehen erregten (obwohl nicht so großes wie später die Prinzessin Pocahontas) und natürlich sehr bald starben. Was aber ließ die letzte Gruppe von Engländern auf Baffin Island zur Belehrung der Eskimos zurück? Eine Musterkollektion der Zivilisation:

"divers of our country toys, as bells and knives ...  
Also pictures of men and women in lead, men on horseback,  
looking glasses, whistles and pipes" - als dies in einem

speziell für diesen Zweck gebauten kleinen Haus aufbewahrt, das auch einen Ofen enthielt "and bread baked therein for them to see and taste".<sup>24</sup> Auch Thomas Hariot erwartete Großes von den Indianern in Virginia. Er bewunderte ihre Intelligenz und ihre handwerklichen Fertigkeiten und hoffte, daß sich die Indianer über technisches Lernen akkulturieren ließen: "Whereby may be hoped, if good government be used, that they may in short time be brought to civility and the embracing of true religion." Dabei sah er die Stufenfolge technische Ausbildung, Freundschaft, Gehorsam, Zivilisation und schließlich Christentum vor.<sup>25</sup> Diese Beispiele veranschaulichen das zentrale Argument: Die Anschauungen hatten sich noch nicht kristallisiert; die Erfahrung war noch zu begrenzt und Neugier und Spekulationslust waren zu groß, um, wie einige Ethnohistoriker behaupten, die Vorherrschaft einer idée fixe zuzulassen. Über eine solche Schlußfolgerung sind sich die Historiker jedoch, wie gesagt, keineswegs einig.

Einigkeit besteht indessen darüber, daß in der hier behandelten Periode nationalistische Gefühle so allgemein und tief verwurzelt waren wie niemals zuvor. Die Idee von nationaler Identität und Solidarität, die durch den Konflikt mit Spanien geschärft worden war, fand nun ihren Ausdruck in drei großen Werken, die innerhalb eines Jahrzehnts erschienen: Saxtons Atlas of England, Camdens Britannia und Hakluyts Voyages. Besonders das dritte dieser Werke markierte eine bedeutungsvolle Neuorientierung des englischen Nationalismus. War dieser bis dahin anti-französisch und militärisch geprägt gewesen, ausgerichtet auf Eroberungen auf dem Kontinent, so verband er sich nun, in den 1580er Jahren, mit der Idee des "maritime enterprise". Von nun an standen hinter den wirtschaftlichen Interessen am Überseehandel unterstützend nationaler Stolz und das Verlangen nach Prestige, besonders auf den Meeren, wo man dem holländischen Konzept des mare liberum den Anspruch auf Seehoheit entgegensetzte. Die Zielvorstellung eines Seereiches wurde von einer kleinen Gruppe von Meinungsführern mit Eifer propagiert, die schrittweise den seefahrerischen Ehrgeiz der Nation erweckten und ihn mit dem Unterfut-

ter des Mythos versahen. So konstruierte John Dee für Königin Elisabeth einen völlig haltlosen Anspruch auf ein Seereich im Nordatlantik, den er aus Legenden um König Artus und den walisischen Prinzen Owen Madoc zusammenzimmerte, der Amerika angeblich schon viele Jahrhunderte vor Kolumbus entdeckt haben sollte. Hakluyts Leistung war viel überzeugender und wirkungsvoller. Er machte von mittelalterlichen Quellen ebenso Gebrauch wie von Legenden und trug eine gewaltige Masse von Material über die Handels- und Seeabenteuer der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart zusammen. Er führte die Pionierkaufleute, die Seefahrer, den Adel und die "gentlemen adventurers" zusammen und formte so Persönlichkeiten, Erfahrungen und Erwartungen nicht nur zu einem wundervollen Buch, sondern auch zu einer lebendigen Bewegung, die durch ein gleiches Bewußtsein geeint war. Auf diese Weise gelang es ihm wie niemandem sonst, die Pferde des Nationalismus vor den Wagen des Empire zu spannen. Dies war nur möglich, weil zur gleichen Zeit der Krieg mit Spanien die Seefahrt beispiellos populär machte. Hakluyts erste Auflage erschien 1589, im Jahr nach der Niederlage der spanischen Armada; seine zweite, bedeutend erweiterte Auflage kam 1598, 1599 und 1600 kurz vor dem Tode Elisabeths und dem Ende des Krieges in drei Bänden heraus. 1625 veröffentlichte Samuel Purchas seine wiederum erheblich erweiterte Ausgabe.<sup>26</sup> Waren die Pioniere zuvor schon vom Neid auf die Reichtümer der Spanier und Portugiesen angetrieben worden, so bewog dieser Neid nun zahlreiche Freibeuter von vielen englischen Häfen aus in See zu stechen. Das Ausmaß der Beteiligung von Privatleuten an diesem Krieg war beträchtlich. Dies spiegelte den Grad der Abhängigkeit der Krone von der Initiative ihrer Untertanen und prägte sich dem nationalen Bewußtsein tief ein, denn bis in die Zeiten Cromwells hinein hielt sich die den Stuart-Königen höchst unerwünschte populäre Wunschvorstellung eines Seekrieges gegen Spanien.

All dies hat natürlich die Entwicklung der Geschichtsschreibung des Empire beeinflußt. So sind wir denn wieder bei unserem Ausgangspunkt, der Historiographie. Ich glaube, daß die Analyse der Mentalitäten in jener embryonalen Phase

des britischen Reiches uns helfen kann, spätere Einstellungen zum Empire und auch seine Behandlung in der Geschichtsschreibung - bis in unsere Tage - besser zu verstehen. Hier liegt ein weites Feld der "imperial history" vor uns, das mehr Aufmerksamkeit verdient, als wir ihm bisher zugebilligt haben.

Anmerkungen

- 1 David Fieldhouse, Can Humpty-Dumpty be Put Together Again? Imperial History in the 1980s, in: Journal of Imperial and Commonwealth History 12 (1984), S. 9-23.
- 2 John W. Blake, European Beginnings in West Africa, London 1937; ders., West Africa: Quest of God and Gold, London 1977.
- 3 Sir William Foster, England's Quest of Eastern Trade, London 1933; Arthur P. Newton, European Nations in the West Indies, 1493-1688, London 1933; James A. Williamson, The Age of Drake, London 1938. Die von V.T. Harlow und J.A. Williamson herausgegebene Schriftenreihe umfaßte Werke über die spanische und portugiesische Expansion, über die Erforschung des Pazifik und über die Beziehungen zwischen China und den westlichen Mächten.
- 4 James A. Williamson, A Short History of British Expansion, London 1922. Eine erweiterte Ausgabe in zwei Bänden erschien 1930. Der erste Band trug den Titel The Old Colonial Empire.
- 5 A.L. Rowse, The Expansion of Elisabethan England, London 1955.
- 6 David B. Quinn/Anthony N. Ryan, England's Sea Empire, 1550-1642, London 1983; Kenneth R. Andrews, Trade, Plunder and Settlement: Maritime Enterprise and the Genesis of the British Empire, 1480-1630, Cambridge 1984.
- 7 E.G.R. Taylor, Tudor Geography, 1485-1583, London 1930; dies., Late Tudor and Early Stuart Geography, 1583-1650, London 1934; dies. (Hrsg.), Original Writings and Correspondence of the two Richard Hakluyts, 2 Bde., London 1935; dies. (Hrsg.), A Brief Summe of Geographie, by Roger Barlow, London 1932; dies. (Hrsg.), A Regiment for the Sea, by William Bourne, Cambridge 1963.
- 8 Pierre Lefranc, Sir Walter Raleigh, Ecrivain: l'oeuvre et les idées. Paris 1968; Christopher Hill, Intellectual Origins of the English Revolution, Oxford 1965.
- 9 Frances A. Yates, The Theatre of the World, London 1969; Allen G. Debus, The Mathematicall Praeface to the Elements of Geometrie of Euclid of Megara, New York 1975.
- 10 John W. Shirley, Thomas Harriot, New York 1983.
- 11 David B. Quinn (Hrsg.), The Roanoke Voyages, 2 Bde., London 1955; Paul H. Hulton/David B. Quinn (Hrsg.), The American Drawings of John White, 1577-1590, London 1964.

- 12 Theodor de Bry, America, Teil I, Frankfurt a.M. 1590.
- 13 David B. Quinn (Hrsg.), The Hakluyt Handbook, 2 Bde., London 1974.
- 14 Charles Kingsley, Westward Ho!, London 1855.
- 15 James A. Froude, History of England from the Fall of Wolsey to the Defeat of the Spanish Armada, 12 Bde., London 1856-70.
- 16 Irene A. Wright (Hrsg.), Spanish Documents Concerning English Voyages to the Caribbean, 1527-1568, London 1929; dies. (Hrsg.), Documents concerning English Voyages to the Spanish Main, 1569-1580, London 1932; dies. (Hrsg.), Further English Voyages to Spanish America, 1583-1594, London 1951.
- 17 Richard B. Wernham, Elizabethan War Aims and Strategy, in: Stanley T. Bindorff u.a. (Hrsg.), Elizabethan Government and Society, London 1961.
- 18 William Cunningham, The Growth of British Industry and Commerce, 2 Bde., Cambridge 1882.
- 19 George Louis Beer, The Origins of the British Colonial System, 1578-1660, New York 1908.
- 20 George B. Parks, Richard Hakluyt and the English Voyages New York 1928.
- 21 Carl Bridenbaugh, Vexed and Troubled Englishmen, 1590-1642, Oxford 1968.
- 22 Die neueste Forschung in den USA neigt dazu, Bridenbaughs These zu unterstützen. Doch hat der Zusammenhang zwischen Armut und Emigration nicht zufriedenstellend bewiesen werden können. Vgl. etwa James Horn, Servant Emigration to the Chesapeake in the Seventeenth Century, in: Thaddaeus W. Tate/David L. Ammerman (Hrsg.), The Chesapeake in the Seventeenth Century, Chapek Hill 1979, wo die Daten zur Emigration vor allem aus dem späteren 17. Jahrhundert genommen sind, während die Belege für Massenarmut vornehmlich aus der Zeit vor 1650 stammen.
- 23 H.C. Porter, Reflections on the Ethnohistory of Early Colonial North America, in: Journal of American Studies 16 (1982), S. 243-54; ders., The Inconstant Savage: England and the North American Indian, 1500-1660, London 1979.
- 24 Richard Hakluyt (Hrsg.), The Principal Navigations, Voiages, Traffiques and Discoveries of the English Nation, 3 Bde., London 1598-1600; 12 Bände, Glasgow 1903-05, hier Bd. 7, S. 362.

25 Ebd., Bd. 8, S. 376.

26 Samuel Purchas (Hrsg.), Hakluyts Posthumus, or Purchas  
His Pilgrimes, 4 Bde., London 1625; 2o Bde., Glasgow  
1905-07.